



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung) : auf der Walze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu, um die Gerechten und namentlich die Kinder aus dieser bösen Welt zu retten. Der Tod durch die Pest „ist ja tausendmal besser, denn daß sie der Türk wegführet, oder daß sie wieder in Klöster gesteckt oder sonst durch falsche Lehre oder böß Exempel von Christus geschieden werden.“ Gott läßt die Seuchen nur zu, ihr Urheber ist der Teufel, dessen Gifthauch die Stelle unsrer heutigen Bazillen einnimmt. Darin stimmt Matthesius mit den gemäßigten unter den Bakteriologen überein, daß man die *causae secundae* nicht übersehen und geringschätzen dürfe, da Diätfehler und Unsauberkeit den Leib für die Aufnahme des Giftstoffs empfänglicher machten. Er mahnt darum, die Schutzmittel zu gebrauchen, die von den Ärzten empfohlen würden, wie Räucherungen und den Genuß von Einhorn [Pulver aus dem Stoßzahne des Narwal], Mithridat, Latmergen, Wacholder, Raute, Feigen, Nüssen, frischer Butter, Pimpinelle, und sich den Reinlichkeitsvorschriften der Obrigkeit zu fügen, die damals noch weit notwendiger waren als heutzutage, wie man auch wieder aus einigen Andeutungen unsers Predigers erfährt. Die ihre Pflicht bindet, sollen sich vor der Ansteckung nicht fürchten, die übrigen sich ihr nicht leichtsinnig aussetzen.

(Schluß folgt)



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)

Auf der Walze



Als Geselle erhielt ich wöchentlich fünf Mark. Diese Ausgabe glaubte mein Meister jedoch sparen zu können, da der nach mir folgende Lehrling meine Arbeiten schon verrichten konnte. Auch hatte ich selbst schon das Bedürfnis gefühlt, mich in einem andern Betriebe umzu-
sehen, und so lösten wir denn im März 1879 unser Verhältnis. Meine Bemühungen, in der Umgegend eine Stelle zu finden, waren erfolglos geblieben. Ich mußte mich also entschließen, in die Fremde zu gehn. Ich besorgte mir bei der Polizei ein Arbeitsbuch, ließ mir von meinem Meister ein Zeugnis schreiben und glaubte, daß mir mit diesen Papieren die Welt offen stünde. Mein Vater, der auch gewandert war, hatte mir einen Meter Wachsele-
wand gekauft und zeigte mir, wie man nach altem Handwerkerbrauch kunstgerecht den „Berliner“ schnürt. So packte ich denn an einem kalten Märztag bei hohem Schnee mein Bündel, zog meine alten Sachen an, steckte die zwei Taler ein, die mir mein Vater als Notpfennig gegeben hatte, wobei er sagte: „Damit kannst du weit kommen!“ und wanderte frühmorgens um sechs Uhr aus den Toren Lengens-
felds. Mein Voratz war, nach Reichenbach zu gehn. Ich wollte zunächst nach Letsnig über Waldheim, um meinen Onkel, der dort Gastwirt war, zu besuchen, hatte aber die Bedenken meiner Mutter zu bekämpfen, die von Waldheim keine gute Meinung hegte und in dem Passieren dieses Ortes keine gute Vorbedeutung für meine Wanderschaft sah.

In Reichenbach besuchte ich die Meister und fragte nach Arbeit, erhielt aber nur ein paar Brötchen oder einige Pfennige. Als ich Reichenbach verlassen hatte

und nach Greiz steuerte, traf ich mit einem alten „Kunden“ zusammen, der mich ansprach und sofort sah, daß ich „von Mutttern“ kam. Er machte mich „kochum“, das heißt, er weihte mich in die Geheimnisse des Wanderlebens ein. Als wir eine Weile miteinander gewandert waren, zog mein Begleiter eine blecherne Wachsdoose hervor, öffnete sie mit geheimnisvoller Miene und bot mir einen „Priem“ an, den ich auf sein Zureden beherzt in den Mund steckte. Er versicherte mir, daß ihn diese Gabe der Natur vor Krankheit schütze, und ich habe in der Folge den Genuß des Kautabaks schätzen gelernt und bin ihm bis zum heutigen Tage treu geblieben. Als wir das nächste „Kaff“ (Dorf) erreicht hatten, schlug der alte Kunde vor, hier zu „talsen“ (fechten), worauf wir das Dorf teilten. Wir trafen uns an einer verabredeten Stelle wieder und zeigten uns gegenseitig, was wir getalst hatten. Jeder von uns war nun im Besitze von zwanzig „Poschern“ (Pfennigen) und einigen Stückchen „Hanf“ oder „Legium“ (Brot). So kamen wir nach Greiz und gingen dort auf die „Zentralpenne“ (Herberge). Auf der Penne waren etwa zwanzig Kunden versammelt, die sich zum Teil mit Kartenspielen (Sechsunndsechzig), zum Teil mit dem Singen von Liedern — namentlich: An der Saale kühlem Strande — beschäftigten. Wir schlugen nach altem Brauch mit unserm „Stenz“ (Wanderstab) zur Begrüßung auf den Tisch, worauf uns der Penneboos (Herbergsvater) willkommen hieß und uns fragte: Was habt ihr für ein „Metier“? Ich antwortete „Befmer“ (Bäcker), mein Begleiter sagte „Pflanzer“ (Schuster). Ich bemerkte hier gleich, daß der Penneboos alle Kunden mit „du“ anredet und auch von ihnen geduzt wird, während auf den christlichen Herbergen zur Heimat die Anrede mit „Sie“ üblich ist. In der Kundensprache hat jedes Metier oder jede „Religion“ ihre besondere Bezeichnung: der Schneider heißt „Stichler“, der Hutmacher „Kopfschuster“, der Schornsteinfeger und der Buchdrucker „Schwarzkünstler“, der Windmüller „Roller“, der Wassermüller „Klapperschütze“, der Schmied „Flammer“, der Schlosser „Kaggenkopf“, der Klempner „Sonnenschmied“, der Seiler „Galgenposamentierer“, der Fleischer „Kagkow“, der Barbier „Doktor“, der Böttcher „Kumtreiber“, der Buchbinder „Pappenheimer“ oder „Apostelklopfer“, der Nagelschmied „Zweckfonditor“, der Tischler „Hobeloffizier“, der Maurer „Dreckschwalbe“, der Zigarrenmacher „Piependreher“ oder „Püppchenwickler“. Die zusammengehörenden Gewerkschaften wie Bäcker und Müller, Schuster und Schneider, Maurer und Zimmermann, Schmied und Schlosser nennen sich „Schwager.“

In der Fremdenstube der Penne waren unter der Decke über den verschiedenen Tischen die Symbole der Gewerke angebracht. So sah ich über einem Tische eine große Brezel, über einem andern ein Wagenrad und einen Kranz von Hufeisen, über einem dritten einen Stiefel und ein Hufeisen. Dadurch waren die Tische als die Stammtische der Bäcker, der Schmiede und Stellmacher und der Schuster und Schneider bezeichnet. Ich habe solche Symbole, von denen ich noch manche aufzählen könnte, in vielen Pennen gefunden, ganz im Gegensatz zu den christlichen Herbergen, deren Schmuck sich auf bildliche Darstellungen und Bibelsprüche beschränkt. In der Penne konnte man für zehn oder zwanzig Pfennige ein warmes Abendessen erhalten, das entweder aus Bratkartoffeln oder aus „Kundlingen“ (Kartoffeln) mit „Schwimmlingen“ (Feringen) bestand. Dazu wurde Bier oder Kaffee verabreicht. Manche „schwächten“ (tranken) auch „ein halb Pfund Soruff“, d. h. eine bestimmte Quantität (für zehn Pfennige) Schnaps. Nach dem Essen belustigte man sich mit Rauchen, Kartenspielen und „Schallern“ (Singen). Ganz besonders beliebt waren die Lieder „Das schönste Land auf Deutschlands Au'n bist du, mein Sachsenland“, „An der Saale kühlem Strande“, „Nicht weit von Württemberg und Baden“ und „Pfeischen, wer hat dich erfunden.“

Um zehn Uhr Abends wurde wie immer in den Pennen das Zeichen zum Schlafengehn gegeben, die Kunden traten an eine Art von Stehpult heran, an dem der Boos jedem einzelnen die Papiere abnahm und die Namen ins Fremdenbuch eintrug, während er zugleich fragte, auf welche Art man „türmen“ (schlafen) wolle.

Es gab nämlich verschiedene Gelegenheiten, sich von den Anstrengungen der Wander-
schaft zu erholen: wer dreißig „Poscher“ (Pfennige) zur Verfügung hatte, konnte
ein leidlich gutes Bett erhalten. Für zwanzig Pfennige war ein etwas bescheidneres
Bett zu haben. Für zehn Pfennige konnte man auf „Rauscher“ (Stroh) schlafen,
wer aber nur fünf Pfennige auf seine Nachtruhe verwenden konnte, der bekam eine
hölzerne Bank oder einen der Tische in der Fremdenstube als Nachtlager ange-
wiesen. Vor dem Schlafengehn mußte sich jeder Kunde vollständig entkleiden,
worauf der „Vizeboos“ (Hausknecht) die „Staupe“ (Hemd) nach „Vienen“ oder
„deutschen Reichskäsern“ (Läusen) durchsuchte. Im Vertrauen auf meine zwei Taler
glaubte ich ein Bett für dreißig Pfennige beanspruchen zu können und stieg mit
einigen Kunden die Treppe zum Schlaßaal hinauf. In diesem Saale standen etwa
zwanzig Betten, von denen etwa fünfzehn besetzt wurden. Zum Schlafen kamen
wir zunächst noch nicht, denn im Bett wurden Räubergeschichten erzählt, bis der
Vizeboos in seine eigne Schlafkammer ging, die nicht weit vom Schlaßaal entfernt
war. Während meine Kameraden schon schliefen, lag ich noch lange wach und
hörte dabei in der Schlafkammer des Vizeboos ein höchst verdächtiges Geräusch,
für das ich jedoch bald eine Erklärung fand. Der wackre Vizeboos knackte nämlich
an sich selber das Wild, auf das er bei uns andern vorher Jagd gemacht hatte.
Am nächsten Morgen wurden wir um sieben Uhr geweckt. Wir erhoben uns, und
ich bemerkte zu meinem Erstaunen, daß sich die Kunden mit dem Kopfkissen ihres
Lagers den ganzen Körper abrieb. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, die
verhüten sollte, daß sie etwaige kleine Tierchen aus dem Bett mit sich fortnehmen.
In einem Nebenraum waren Waschschüsseln aufgestellt, die wir benutzten, worauf
wir uns ankleideten und dann in den Hof hinabgingen, wo uns der Vizeboos
Gelegenheit zum Waschen unsrer „Trittchen“ (Stiefel) gab. Für den Gebrauch
des Waschgeräts mußte man fünf Poscher zahlen, die wohl in die Tasche des Vize-
boos flossen. Dann gab es in der Fremdenstube für fünfzehn Poscher ein Früh-
stück, das aus Kaffee und Brötchen bestand. Nach dem Frühstück erhielt jeder seine
„Flepp“ (Legitimationspapiere) und begab sich dann in die Stadt, um die „Krauterer
zu stoßen“ (bei den Meistern nach Arbeit anzufragen oder sich von ihnen ein Ge-
schenk zu holen). Ich sprach bei sämtlichen Meistern vor, fand jedoch keine Arbeit,
erhielt aber die ganzen Taschen voll „Vorch“ (Semmeln) und etwa dreißig Poscher
Bargeld. Da ich die Vorch natürlich nicht alle selber vertilgen konnte, mußte ich
den größten Teil davon „verkündigen“ (verkaufen). Als Ergänzung zu den er-
beuteten Vorch kaufte ich mir bei einem „Kaglow“ (Fleischer) ein Stück „Unver-
munt“ (Wurst), kehrte in die Penne zurück und verzehrte dort mein Frühstück,
wobei ich „ein halbes Pfund Soruff schwächte,“ dann ließ ich mir vom Boos
„Berliner und Stenz“ herausgeben, bezahlte für das Aufbewahren drei Poscher
und „tigerte“ (wanderte) nach Gera ab. Um die Mittagszeit kam ich in ein „Kaff“
(Dorf), wo ich mein Mittagbrot zusammenfocht. Ich speiste bei dieser Gelegenheit
drei- oder viermal zu Mittag und nahm auch einige Poscher „Kies“ (Geld) mit
von dannen. In Gera langte ich gegen vier Uhr Nachmittags an und nahm mir
gleich vor, sämtliche „Krauterer,“ an denen ich auf dem Wege zur Penne vorüber-
kommen würde, zu stoßen, dabei beachtete ich die „Zunft,“ d. h. die Begrüßungs-
formalitäten, wie sie bei uns „Lehmern“ üblich sind. Ein alter Brauch verlangt
nämlich, daß man ohne „Stenz“ und „Berliner“ vor dem Meister erscheint, und
deshalb legt man beides beim Eintritt hinter die Haustür. Im übrigen fand ich
in Gera ähnliche Zustände wie in Greiz. Da ich mir von einer Wanderung von
Gera nach Gößnitz nicht viel versprach, beschloß ich, diese Strecke mit der Bahn
zurückzulegen; ich löste mir zu dem etwa um zehn Uhr Morgens abfahrenden Zug
ein Billett dritter Klasse und machte es mir in dem Coupé bequem. Kurz vor
der Abfahrt wurde noch einmal die Tür aufgerissen, und drei Herren erschienen,
die einsteigen wollten, aber als sie meinen „Berliner,“ der unter der Bank lag,
sahen, schleunigst Kehrt machten und mit der Bemerkung, daß das Coupé schon

überfüllt sei, ein andres aussuchten. Es ist möglich, daß dieses Kleeblatt schon schlimme Erfahrungen mit dem Inhaber eines Berlinerz gemacht hatte. In Gößnitz beschränkte ich mich darauf, mir mein Mittagsbrot zusammenzutafeln, und reiste noch am Nachmittag weiter nach Altenburg. Unterwegs holte ich drei Kunden ein, unter denen ein „Stichler“ (Schneider) aus Lengsfeld war, den ich von früher her kannte. Die Kunden fragten mich, ob ich auf meiner Wanderung schon den „Teckel“ oder „Klempners Karl“ (Gendarm) gesehen hätte; sie selbst seien, sagten sie, heute schon „gefleppt“ (nach den Papieren gefragt) worden. In Altenburg fand ich die Penne etwas besser und blieb dort über Nacht. Dann reiste ich weiter über Geithain nach Froburg. Der dortige Boos war ein geiziger, mürrischer alter Mann, der mir den Aufenthalt in der Penne bald verleidete.

Über Golditz kam ich nach Leisnig, wo ich zunächst meinen Onkel und meine Tante, die eine Restauration betrieben, besuchte und mich nach Arbeit umsah. Ich fand solche in der bei Leisnig liegenden Schanzenmühle, wo täglich in einem alten Bauernofen zwei- oder dreimal Brot gebacken wurde. Der ganze Betrieb war ziemlich kläglich, so gab es zum Beispiel keine Backofenlampe, statt dieser dienten angezündete Birkeneschwarten zur Beleuchtung. Da ich diese Einrichtung nicht kannte, fragte ich nach einer Lampe, bei deren Licht ich meine Arbeit verrichten wollte. Man gab mir eine zinnerne Lampe, die ich ansteckte und in den Backofen stellte, um bei ihrem Licht den Schuß Brot hineinzubringen. Dabei sah ich zu meinem Schrecken, wie sich die Lampe langsam zur Seite neigte und schmolz. In der Schanzenmühle selbst wurden Mahlmühle, Schneidemühle, Bäckerei und Ökonomie betrieben. In der dazu gehörenden weiter unten liegenden Mühle war eine Schneidemühle und eine Lohmühle eingerichtet. Ich mußte dem Müller bei seiner Arbeit helfen, wogegen dieser mir wieder beim Backen behilflich war. Ein schwieriges Stück Arbeit war das Schärfen der Mühlsteine; da kein Kran vorhanden war, um diese hierzu in die Höhe zu winden, mußten wir Walzen unter den Stein bringen und ihn mit deren Hilfe erst ein Stück fortschieben und dann umklanten. Wenn der Stein umgeklantet war, wurde er mit einem pickelartigen Hammer bearbeitet. Hierbei lösen sich von dem Hammer kleine Stahlsplittchen ab, die dem Arbeitenden unter die Haut der Hand dringen und besonders die Stelle zwischen den Knöcheln blau färben — ein Merkmal, woran man jeden Müller, der mit dem Steinschleifen zu tun hat, erkennt.

In der untern Mühle arbeitete damals ein fünfundsiebzigjähriger Schneidemüller, der noch eine junge Frau und kleine Kinder hatte und ein großes Original war. Ich mußte ihm zuweilen sein Mittagessen hinunterbringen und ergözte mich dabei an dem Appetit, mit dem er über das in der Regel sehr fette Schweinefleisch, das sein Lieblingsgericht war, herfiel. Er hauste in der „Feiste“ (Stube der Mühlknappen), dort stand auch sein Bett, dem ich mich nur ungern näherte, da es voller Flöhe war. Ich hatte genügend Arbeit, erhielt die Woche fünf Mark Lohn und mäßige Kost, die hauptsächlich aus Schweinefleisch und zuweilen auch aus „Buttermilchpams“ bestand. Rindfleisch war so gut wie unbekannt.

In der Nähe der Mühlen entdeckte ich in einem Bretterstapel eines Tages ein Bachstelzennest, worin vier Eier lagen; ein paar Tage darauf lag noch ein fünftes darin, das bedeutend größer und von andrer Farbe war und offenbar von einem andern Vogel herrührte. Ich beobachtete nun, wie das Bachstelzenweibchen brütete, und ging alle Tage vorbei, um nachzusehen. Eines Tages bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß nur ein großer Vogel im Neste saß, der den Schnabel so weit aufsperrte, daß ich mit dem Finger hätte hineinfahren können, während unter dem Neste die vier jungen Bachstelzen tot lagen. Nun wußte ich gleich, daß der Inhaber des Nestes ein junger Kuckuck war, zeigte ihn meinem alten Freunde, und wir beschloßen, den Kuckuck aufzuziehen und als einen seltenen Vogel zu Gelde zu machen. Wir ließen ihn noch einige Zeit im Neste, nahmen ihn dann heraus, setzten ihn auf das geteerte Dach des Lokomobilenschuppens und überdeckten

ihn mit einem Siebe, durch dessen Maschen er von seinen Pflegeeltern weiter mit Nahrung versorgt wurde. Als er groß genug war, den Kampf ums Dasein auf eigne Rechnung zu führen, brachten wir ihn zu einem Gastwirt in der Nachbarschaft, der ein großer Tierfreund war, und erhielten von diesem als Honorar ein paar Glas Bier, einige Zigarren und eine Selterswasserflasche voll „Harten“ (Nordhäuser).

In den freien Sonntagnachmittagen besuchte ich wie gewöhnlich meine Verwandten in Leisnig und warf bei dieser Gelegenheit zuweilen auch einen Blick in die benachbarte Herberge der „Schütteläppchen“ (Weber) und der „Fettläppchen“ (Tuchmacher). Dort traf ich einmal einen Kunden, der, noch immer ganz erregt, erzählte, er habe bei einem „Kasser“ ein Abenteuer mit einem „Keiluff“ (Hund) zu bestehn gehabt, der ihm die „Weitchen“ (Hosen) und den „Wallmisch“ (Rock) zerrissen habe.

Im September verließ ich die Schanzenmühle und „tigerte“ nach Döbeln, wo ich einen Stellenvermittler für Müller und Bäcker aufsuchen wollte. Unterwegs traf ich einen „Schwager“, der acht Tage vorher die Schanzenmühle verlassen hatte. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, auf meinen fernern Wanderungen „auf fremden Tappen zu gehn“, d. h. nicht nur bei den Meistern des Bäcker-gewerbes, sondern auch bei den Müllern, deren Zunftbräuche ich ja in der letzten Zeit kennen gelernt hatte, vorzusprechen. Zu der „Zunft“ der Müller gehört es, daß man bei dem Einwandern in die Mühle den „Stenz“ durch die zweite und dritte Stufe der Holztreppe steckt und den Berliner daneben legt. Von dieser Kenntnis machte ich nun Gebrauch, und so wollte es der Zufall, daß ich in einer Mühle mit meinem Kollegen zusammenstieß. In Döbeln bekam ich eine Stelle bei einem Bäcker in der Nachbarschaft angewiesen, wo ich die Woche fünf Mark Lohn und leidliche Kost erhielt, mit dem Meister aber, der ein unangenehmer Patron war, viel Scherereien hatte. Als ich vierzehn Tage dort war, wunderten sich die Leute, daß ich es in der Stellung so lange aushielt.

Nach vier Wochen wanderte ich über Rochlitz, Rössen, Dschaz, Wurzen und Brandis nach Taucha. Nachdem ich dort auf der etwas abseits von der Stadt liegenden Penne meinen Berliner abgegeben hatte, ging ich zum „Talsen“ in die Stadt, nahm dabei auch gleich die am Wege liegenden „Winden“ (Häuser) mit, in deren einem ich ein vorzügliches Mittagessen, bestehend aus Sauerbraten und rohen Rübzen, erhielt. Als ich gesättigt das Haus verließ, kam mir ein „Buz“ (Schutzmann) entgegen, der die unverkennbare Absicht hatte, sich mit meiner Person näher zu beschäftigen; da ich von Rechts wegen in dem Hause nichts zu suchen hatte, wäre ich sicherlich „verschütt gegangen“ (verhaftet worden). Ich machte deshalb schleunigst Kehrt und ging zur Penne zurück, wo ich mich an einem geheimen Ort versteckte. Der Buz kam mir nach, ging in die Fremdenstube, fleggte die dort sitzenden Kunden und fragte, ob nicht noch einer in der Penne sei. Die Kunden erwiderten, der Fehlende sei kurz vorher nach der Stadt gegangen. Mit dieser Auskunft mußte sich der Buz zufriedengeben, er wartete aber noch eine Weile im Hofe und ging dann, als sich nichts Verdächtiges zeigte, weg. Als die Luft wieder rein war, begab ich mich zum zweitenmal nach der Stadt, ohne diesmal mit dem Auge des Gesetzes zusammenzustoßen. Abends, als wir in der Fremdenstube saßen und unsre Leibelieder „schallerten“, erhielten wir wiederum Besuch von dem Gefürchteten, der diesmal in Gesellschaft eines Kollegen kam und alle Versammelten fleggte. Ich gab ihm meine Flegge mit der unschuldigsten Miene von der Welt und wunderte mich selbst darüber, daß er mich nicht erkannte, obwohl mein Winterüberzieher und meine Wintermütze, die er sich doch gemerkt haben mußte, an der Wand hingen.

Von Taucha wanderte ich zunächst nach Volkmarzdorf auf die Penne. Dort war die Fremdenstube trotz dem Winterwetter nicht geheizt, wir schafften ein wenig Holz herbei und heizten den Kanonenofen, sahen uns aber vergebens nach weiterm

Brennmaterial um. Einer der Kunden fand schließlich ein Paar „linke Trittschen“ (schlecht erhaltene Stiefel), die er ohne weiteres in den Ofen steckte. Der Eigentümer dieser Wertobjekte bemerkte den Verlust erst, als sie schon eine Weile im Ofen gelegen hatten, und holte sie schleunigst wieder heraus. Am Nachmittag ging ich nach Leipzig und nahm mein Nachtquartier in dem Asyl für Obdachlose in der Talstraße. Hier suchte ich zunächst die „deutschen Reichskäser“ los zu werden, die ich von der Penne in Taucha mitgebracht hatte.

Ich mußte meine Papiere abgeben, mich von Kopf bis zu Fuß waschen und bekam als Ersatz für meine Kleider, die einer Reinigung und Desinfektion unterworfen wurden, einen Drillanzug. Zum Abendessen gab es eine Mehlsuppe mit einem Stück Brot, dann mußten wir unser Lager im Schlafsaal aufsuchen, das aus einer sehr harten Drahtmattze und zwei wollenen Decken bestand, und vertrieben uns noch eine Weile die Zeit mit dem Erzählen der unter den Kunden so beliebten Räubergeschichten. Am andern Morgen wurden wir zeitig geweckt und in den Keller hinunter kommandiert, wo sich jeder seine „Luft“ (Anzug) aus einem großen Kleiderhaufen herausuchen mußte. Der Boos, der uns dabei zusah, trieb uns zur Eile an und zog einem Kunden, der seine „Kreuzspanne“ (Weste) nicht gleich finden konnte, einen Hieb mit dem Rohrstock über, wodurch die Zündigkeit des betreffenden in der günstigsten Weise beeinflusst wurde. Dann bekamen wir Kaffee und Semmel, erhielten unsere Klappe zurück und zogen weiter. Ich wanderte über Delitzsch, Bitterfeld, Halle, Weißenfels und Zeitz nach Weida. Dort stieß ich die „Krauterer“ und kam zu einem alten Meister, der gerade mit seiner Familie beim Kaffee saß und dazu trocknes Brot verzehrte. Das Ganze machte einen armseligen Eindruck, und ich wunderte mich deshalb nicht wenig, als der Meister mich zu dem Kaffee einlud und mir erklärte, ich könne Arbeit bei ihm finden.

Im ganzen Hause war kein Sack Mehl. Der Meister holte es, wenn er backen wollte, im Konsumverein, der auch sein einziger Kunde war. Da aber Weihnachten vor der Tür stand, und der Meister darauf rechnete, Kuchen backen zu müssen, so konnte er gerade eine Arbeitskraft brauchen. Ich fing denn auch sofort an zu arbeiten und schlief die erste Nacht auf einer Bank, die auf dem Backofen stand. Früh beim Kaffee holte die Tochter bei einem andern Bäcker eine Zeile Semmel für mich, womit ich sehr bald fertig wurde; sie aber sagte, nachdem schon alles verzehrt war: Robert, essen Sie nur! Für die zweite Nacht wurde mir ein Kämmerchen eingerichtet, und ich erhielt zum zweiten Frühstück Brot und Käse. Das Mittagessen war sehr schlecht und spärlich, sodaß von Sättigung keine Rede war. Für den weiteren Aufenthalt wurde mir ein Kämmerchen unter dem Dach angewiesen, da aber in der Treppe zwei Stufen fehlten, und ich wenig Lust verspürte, früh in der Dunkelheit den Hals zu brechen, beschloß ich, nicht vor Tagesanbruch aufzustehn. Als ich um acht Uhr hinunterkam, geriet ich mit dem Meister aneinander und verließ sofort die Stelle.

Ich zog weiter über Gera nach Reichenbach zu meinem Onkel, wo ich scherzeshalber als armer Reisender vorsprach. Die Tante hatte gerade Kuchen gebacken, und meine Cousine gab mir ein Stück davon. Ich bedankte mich und gab mich schließlich als Verwandter zu erkennen, worüber sie sich sehr belustigt zeigten. Noch an demselben Abend ging ich nach meiner Heimatstadt Bengensfeld, fand aber meine Eltern nicht mehr in der alten Wohnung und traf, als ich in ihrer neuen vorsprach, Zuwachs in der Familie an. Obwohl gerade eine schlechte Zeit war, wurde ich doch mit offenen Armen empfangen und sah mich nach Arbeit um. Diese fand ich erst im Februar, und zwar in Reichenbach, wo es freilich auch nicht viel besser war als bei dem Meister in Weida.

Im April kehrte ich nach Bengensfeld zurück, wohnte dort bei den Eltern und verschaffte mir ein „Germaniabuch“, wonach ich auf der Wanderschaft öfters gefragt worden war, und das mir zum Fortkommen unentbehrlich schien. Das sogenannte Germaniabuch ist das Verbandsbuch des Germaniaverbandes der deutschen

Bäcker. In Lengensfeld wurde damals gerade das Rathaus gebaut. Um meine Zeit auszunutzen, arbeitete ich bei dem Bau als Handlanger bis Anfang Juli und machte hübsche Ersparnisse. Dann aber trieb es mich wieder in die Ferne, und ich beschloß, wieder auf die Wanderschaft zu gehn. Da ich nicht noch einmal als Kunde aus Lengensfelds Toren wandern wollte, ließ ich mich von meinem Bruder aus der Stadt bringen und hängte erst draußen auf der Landstraße den Berliner wieder um, den mein Bruder in einem Korbe wohlverborgen getragen hatte. Ich wanderte nach Zwickau und lehrte dort in der Herberge ein. Es war dies eine christliche Herberge, die sich wie alle dieser Art in ihrem ganzen Charakter von den sogenannten „wilden“ Herbergen unterscheiden. „Soruff“ (Schnaps) wird hier nicht verabreicht, auch ist alles Lärmen, Kartenspielen usw. verboten, dafür bietet die Fremdenstube Gelegenheit zur Lektüre von Zeitschriften und zum Damenspiel. Abends zwischen neun und zehn Uhr findet eine Andacht statt, bei der der Herbergsvater Harmonium spielt, Abschnitte aus der Bibel vorliest und ein Gebet spricht, woran die anwesenden Kunden alle teilnehmen. Nach dieser Andacht geht man zu Bett.

Zum erstenmal unter fahrendem Volk

Zwickau ist unter den Kunden als sehr „heiß“ bekannt, d. h. die Polizei sieht ihnen scharf auf die Finger, und deshalb sah ich mich genötigt, weil ich länger als einen Tag dort zu bleiben gedachte, am nächsten Morgen auf die „Pollende“ (Polizeibureau) zu gehn und mir die Erlaubnis, noch einen Tag dort bleiben zu dürfen, zu erbitten. Ich fand in Zwickau keine Arbeit, hörte aber, daß auf einer Wiese vor der Stadt das Bogelschießen abgehalten würde, und ging mit mehreren Kollegen hinaus, um mir die Festwiese anzusehen und zu versuchen, ob ich dort Beschäftigung finden könnte. Auf der Wiese standen zwei große Doppelschüssels, bei deren einem ich denn auch Arbeit fand. Ich mußte bei einem Tagelohn von 75 Pfennigen das Karussell schieben, brauchte aber erst Nachmittags um drei Uhr da zu sein, wo das Geschäft begann und bis Abends zwölf Uhr dauerte. Kost bekam ich nicht, hatte aber im Karussell freie Schlafgelegenheit, die nicht gerade sehr bequem war.

Auf dem Festplatz war auch eine russische Schaukel, die damals gerade an einen neuen Besitzer, Martin Heinemann, überging. Dieser war früher Bänkefänger gewesen und hatte sich im Laufe der Zeit so weit emporgearbeitet, daß er die russische Schaukel übernehmen konnte. Da mich das Karusselldrehn auf die Dauer nicht zu reizen vermochte, so ging ich zu der Schaukel über und wurde gewissermaßen von dem neuen Besitzer mit übernommen. Auf der Wiese sah ich zum erstenmal eine Menagerie, die Fischersche. Ich stellte mich Vormittags während meiner freien Zeit vor die recht einladend aussehende Front und hörte zu, wie die Frau des Besitzers die „Rekommandation machte“, d. h. das vor der Bude versammelte Publikum mit einer schwungvollen, vielversprechenden Rede zur Besichtigung einlud. Ich konnte dieser Lockung nicht widerstehn und entschloß mich, einer Vorstellung beizuwohnen. An der Kasse gab ich mich als Reisenden zu erkennen und durfte infolgedessen „für naß“ (umsonst) auf den dritten Platz. Der Tierbändiger machte zuerst die „Explikation“ an den Käfigen, produzierte sich dann in einer Dressurnummer mit einem Bären und einem Panther und beschloß die Vorstellung mit der Explikation der Riesenschlange und des Krokodils, wobei, wie üblich, „Mansch gemacht“ (Trinkgeld eingesammelt) wurde. Ich werde später Gelegenheit haben, den Betrieb der Menagerie zu schildern und die in diesem Gewerbe gebräuchlichen Kunstausdrücke zu erläutern. Jedenfalls gewann ich schon damals bei dem ersten Besuch eines solchen Etablissements dem Menagerieleben Geschmack ab.

Die Arbeit bei der russischen Schaukel war nicht weniger mühevoll als die bei dem Karussell, dafür war aber der Lohn höher, und ich erhielt gute Kost. Mein Nachtquartier fand ich in einem Privatlogis auf Stroh. Der Besitzer der Schaukel kassierte das Fahrgeld ein und sorgte für die richtige Verteilung des

Publikums in die acht „Chaisen,“ was keine ganz leichte Arbeit ist, weil das Gleichgewicht so viel wie möglich erhalten werden muß, weshalb wir mitunter einzelne Personen aus dem zuschauenden Publikum gratis mitfahren ließen oder unbesezt gebliebne „Chaisen“ mit Gewichten beschwerten. Die Frau des Besitzers drehte die Orgel, ein Schwager und ich setzten die Schaukel in Bewegung. Als das Vogelschießen zu Ende ging, brachen wir ab, mieteten einen Leiterwagen, luden die einzelnen Teile der Schaukel auf und fuhren nach Chemnitz zu dem auf dem dortigen Brühl abgehaltenen Markt. Unterwegs hätten wir beinahe ein Unglück gehabt, da der Wagen auf dem Brückenberge zurückging und sicherlich umgestürzt wäre, wenn ich nicht rechtzeitig einen Stein hinter eins der Hinterräder gelegt und dadurch den Wagen zum Stehn gebracht hätte. Später brach eins der Vorderräder des Leiterwagens, und da wir im nächsten Dorfe beim Schmied kein passendes fanden, mußten wir den ganzen vordern Wagenteil durch einen andern ersetzen. In Chemnitz trafen wir wieder mit der Menagerie Fischer zusammen, die unterwegs einen Unfall erlitten hatte. Der Wohnwagen war nämlich in den Straßen-graben gefallen, wobei ein Teil des Küchengeräths sowie die Fenster in Scherben gegangen waren, was der Besitzer jedoch nicht tragisch nahm. In Chemnitz ging das Geschäft recht flott. Es fehlte uns auch nicht an Bier und Essen. Dagegen mußten wir zum Schlafen nach einem benachbarten Dorfe wandern, wo wir auf Stroh nicht gerade die angenehmste Nachtruhe fanden. Als Tagelohn erhielt ich je nach dem Gang des Geschäfts 3 bis 4 Mark. Von Chemnitz zogen wir weiter nach Großenhain zum Schützenfest. Dort trafen wir wieder Bekannte aus Zwickau, die Viliputanergesellschaft Geschwister Künzel aus Koburg, die aus fünf Mitgliedern bestand, und deren „Impresario“ ein Mann von großer Körperlänge und noch größerm Durste war. Von Großenhain fuhren wir in Gesellschaft mehrerer anderer „Komödianten“ per Achse nach Dresden zur Vogelwiese. Unterwegs stöberte der Hund des Viliputanerimpresarios während der Nacht in Hecken und Gebüsch herum und brachte verschiedene Zgel zum Vorschein, die von der Viliputanergesellschaft als willkommener Braten begrüßt und verspeist wurden. Gegen Mittag langten wir in Dresden an, durchzogen die ganze Stadt und fanden auf der Vogelwiese schon viele Buden und große Bretterbauten. Wir mußten uns deshalb mit dem Abladen und dem Aufbauen unsrer Schaukel nach Möglichkeit beeilen. Abends gingen wir zum Logieren in das Elbschlößchen, kamen aber erst um zwölf oder ein Uhr ins Bett. Morgens früh nahm das Putzen der Schaukel sowie der dazugehörenden Lampen viel Zeit in Anspruch. Leider hatten wir viel unter dem Regen auszustehn, der das Geschäft nicht gerade günstig beeinflusste. Trotzdem drängte sich das Publikum durch die Budenreihen, und es entstand ein beinahe unergründlicher Schlamm, der von Zeit zu Zeit zusammengekrast wurde und in Haufen liegen blieb. Auch der König ließ es sich nicht nehmen, nach seiner Gewohnheit die Vogelwiese zu besuchen, und wohnte einer Vorstellung in dem mechanischen Theater Morrier bei. Auf der Vogelwiese war auch eine Gewerbeausstellung, die mit einer Verlosung aller möglichen Gegenstände verbunden war. Ich nahm ein Loß und gewann einen Reisekoffer. Es war, als ob das Schicksal damals mein notwendigstes Bedürfnis gekannt hätte. Der Impresario der Viliputaner, der nach seiner Gepflogenheit eines Morgens wieder einmal mehr getrunken hatte, als er vertragen konnte, taumelte zwischen den Buden umher und fiel in einen Haufen des zusammengekrastten Schlammes, nicht zum Vorteil seines eleganten schwarzen Anzugs, der über und über mit Schmutz bedeckt war. Aber, wie immer bei solchen Gelegenheiten, fand sich eine hilfreiche Seele, die ihm wieder auf die Beine half und gleich einen Eimer Wasser mitbrachte, der über seinem Haupt ausgeleert wurde. Ein paar andre faßten ihn unter die Arme und führten ihn nach dem Wohnwagen, wo er von seiner strengen Haushälterin mit einer Gardinenpredigt begrüßt wurde, die sicherlich eine ähnliche Wirkung wie der Eimer kalten Wassers ausübte.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß sich der größte Teil des fahrenden

Volks bei seiner Wanderung an eine bestimmte Route bindet, die den Namen „Zigeunertour“ führt. Sie beginnt mit den sächsischen Schützenfesten, geht über Halle, Magdeburg, Hannover nordwärts, berührt den Bremer Freimarkt und endet mit dem Hamburger Dom.

Von Dresden reisten wir nach Copitz und logierten dort im Gasthof „zum Erbgericht“ auf dem Orchester des Tanzsaals. Auch hier war das Schlafen nicht sehr bequem, wie ich überhaupt gefunden habe, daß die mangelhafte Nachtruhe die schlimmste Seite des ganzen Komödiantenlebens ist. Dazu kommt noch, daß mit Rücksicht auf Zeiterparnis das Abbrechen der Buden, Schaukeln, Karussells usw. meist in der Nacht vorgenommen wird. Von Copitz ging es über Rößschenbroda nach Meißen. Dort war Markt. Wir wohnten in einer Marktbude unter der Elbbrücke, schliefen auf Stroh und kochten selbst. Von da fuhren wir zu dem recht bedeutenden Markt nach Lorenzkirchen. Dort waren auch ein Zirkus, verschiedene Schaugeschäfte, eine Garfücke und mehrere Schankzelte. Das Geschäft ging die ersten beiden Tage gut, dafür aber am dritten desto schlechter. Ich verlor die Lust am Schaukeldrehen, ließ mir meine Papiere geben und begab mich wieder auf die Walze.

(Fortsetzung folgt)



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Müllern)

11. Die Bedrückten



on Frau Mary war ein Brief eingelaufen, der an den Herrn Pastor Peternelle gerichtet war und von diesem nach Tapnicken durch einen Boten geschickt wurde. Mary war noch sehr schwach gewesen und hatte mit der Hand gezittert, als sie ihn geschrieben hatte. Sie sprach darin ihre Sehnsucht nach ihrem Wolf aus und bat, Geduld zu haben, bis sie wieder so viel Kräfte gewonnen habe, die weite Reise nach Hause machen zu können. Aber man merkte ihrem Schreiben an, daß sie die fixe Idee, ihres Wolfs wegen haben fliehen zu müssen, noch nicht ganz verwunden hatte. Ein Brief der Frau Staatsrat lag bei. Die Frau Staatsrat bat in dringenden Ausdrücken, man möge ihrer Freundin, die sie gerade während der Pflege liebgewonnen habe, gestatten, mit ihr an die Riviera zu gehn. Sie habe einen solchen Aufenthalt zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit dringend nötig, und sie, die Frau Staatsrat, werde sich ein Vergnügen daraus machen, für alle Kosten aufzukommen.

Was wollte man machen? Man nahm den Vorschlag dankbar an und redete Frau Mary ein, daß sie ganz recht getan habe, wegzugehn, und daß sie jetzt durchaus noch fern bleiben müsse. Es war auch richtig, Marys Abwesenheit erleichterte die Lage in Tapnicken.

Ganz schön, sagte der Doktor, und mich nagelt sie hier fest.

Ach, trauestes Doktorchen, erwiderte Tantchen, Sie sind ein so guter Mensch, Sie bringen Ihrer Cousine das Opfer.

Na ja. — Er brachte also das Opfer und war froh, daß er wenigstens nicht mehr Hafer abzumessen hatte und nicht mehr Wolf zu unterrichten brauchte. Dazu hatte er sich ja den Herrn Kandidaten mitgebracht.

Wolf freilich war mit dem Herrn Kandidaten nicht sehr zufrieden. Er sei fürchtbar streng, er mache ihm das Leben fürchtbar schwer und lasse ihn Dinge